

# Die Gestalt des Büßers

In Romanen von Hermann Hesse, Thomas Mann, Albert Camus,  
Isaac B.Singer

Paul Konrad Kurz, Gauting

Zu dem olympischen Läufer, dem lächelnden Politiker, der Tennisspielerin im Minirock, der Kußhand werfenden Diva paßt der Büßer nicht. Seine Gestalt läßt sich nicht einreihen in die Galerie der zeitgenössischen Bild-Ikonen. In einer Welt des Starkults taucht der Büßer nicht auf. Zwischen Show- und Werbebilder läßt sich seine Gestalt nicht einfügen. Sie steht im Widerspruch zu den Kosmetik-Spots der Werbeträger. Der Büßer erscheint mit Produktion und Konsum beschäftigten Zeitgenossen abwegig. Dem auf Ein- und Auskommen bedachten Bürger bleibt seine Gestalt fremd. Wo man der Produktionssteigerung und Erfolg verpflichtet ist, tritt sie nicht ins Blickfeld. In der Spaßgesellschaft hat der Büßer keinen Ort. Obschon er niemand angreift, ist er eine Gestalt des Widerspruchs.

Quer zu gängigen Einverständnissen

Es gibt Worte, die glatt auf der Zunge liegen, Bilder, die man erwartet, Sätze, die eingängig sind. Aber da sind andere, die befremden, Achselzucken auslösen, einen mitleidigen Blick. Zu diesen Worten gehören *Buße*, *Büßer*, *Bußzeit*. „Büßer“ kennt man noch als „Lückenbüßer“. Der ist bekanntlich Ersatz, einer, der einen Ausfall ersetzt, eine Lücke füllt, nicht erste, sondern zweite Wahl. „Buße“ kennt man meist nur noch aus Zusammensetzungen wie „Bußgeld“, „Bußgeldkatalog“, „Bußgeldverfahren“. Früher wußte man vom „Bußgang“, der „Bußwallfahrt“. Man kannte das „Bußhemd“, die „Bußfertigkeit“, das „Bußsakrament“, den „Bußgottesdienst“, die „Bußpredigt“, den „Bußpsalm“. „Bußzeit“ steht heute nicht mehr im Kalender, auch wenn die Fastenzeit so genannt wurde

Die Bedeutung, die das Wort einmal hatte, erkennt man an den zahlreichen Zusammensetzungen. Bis heute begeht die evangelische Kirche den „Buß- und Bettag“. Sie hat in den vergangenen Jahren streiten müssen, daß der für die Arbeit unproduktive Gedenktag nicht abgeschafft wird. Verantwortliche Kirchenleute wollen den Buß- und Bettag im Bewußtsein der Menschen bewahren. Die Erinnerung liegt quer zu den gesellschaftlichen Trends, das Gedenken ist schwierig in der Konsumgesellschaft. „Buoz“,

„Buße“ gehörte einmal zu den Stammworten der deutschen Sprache. Im Mittelhochdeutschen hatte „buoz“ die Bedeutung „besser“, etwas besser tun, besser machen, besser werden. Es meinte auch, etwas wieder herstellen, ganz machen. „Buoz“ schloß Gesinnungsänderung ein, war aber auch Rechtsausdruck. Einer, der Unrecht beging, mußte Buße leisten, Buße zahlen, Buße entrichten. Buße war nicht nur ein geistliches und kirchliches Wort, sondern auch eines der Rechtssprache. Noch heute ist die Rechtsbedeutung in „Bußgeld“ oder „Bußgeldkatalog“ enthalten. „Besserung“, „gute Besserung“ wünscht man sich allerdings nur noch bei Krankheit, nicht nach einem moralischen Vergehen.

Ein guter, ein besserer Mensch werden, „ja, wer wär’s nicht gern?“, fragte Bert Brecht ironisch in der „Dreigroschenoper“. „Sein Gut den Armen geben, warum nicht?/ Wenn alle gut sind, ist *Sein* Reich nicht fern./ Wer säße nicht gern in Seinem Licht?/ Ein guter Mensch sein? Ja, wer wär’s nicht gern?/ Doch leider sind auf diesem Sterne eben/ die Mittel kärglich und die Menschen roh./ Wer möchte nicht in Fried und Eintracht leben?/ Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so!“ Die Verhältnisse bestimmen den Menschen, sagt Brecht frei nach Marx. Die Gesellschaft dirigiert unser Sozialverhalten. Die moralische Kraft des Einzelnen ist gering, seine Fähigkeit zum Mitläufer größer als der zum Widerstand.

Der Büsser ist ein *Widerständler* eigener Art. Christen kennen die Büssergestalt aus dem Neuen Testament, auch von den Altarbildern der Kirchen. Als Typ verkörpert Johannes der Täufer die Büssergestalt. Die Maler stellen ihn in härtem Gewand dar. Das Gewand ist Ausdruck einer Gegenhaltung, Zeichen für die andere Lebensform. Es bekennt Armut und Einfachheit, setzt Abstand zu allem Aufwendigen, zu Roben und Standessymbol. Wer die alten Altarbilder sieht, begreift die Existenzform des Johannes. Ein Bibelkundiger weiß auch die Botschaft. Sie heißt: „Tut Buße. Das Himmelreich ist nahe.“ Richtet euer Interesse in eine andere Richtung. Werdet aufmerksam auf die Geschichte, die Gott mit den Menschen vorhat. Betrachtet euer Leben mit anderen Augen. Denkt an den Nächsten, der „zwei Röcke“ nicht hat. Die prophetische Rede des Johannes provozierte zu ihrer Zeit Bürger in der Stadt. Sie alarmierte die kleinen Leute auf dem Land. Sie provozierte den König Herodes. Der ließ Johannes wegen seiner Widerrede gegen seine zweite Frau ins Gefängnis werfen und töten. Johannes beunruhigte all jene, die sich ihr eigenes Gesetz anmaßen, auch Menschen, die in den Tag hinein lebten, ohne an das Reich Gottes, das Gesetz Jahwes, die messianische Verheißung zu denken. Johannes ruft: Achtet auf die Zeit. Sie ist messianisch geworden. Seine Rede störte alle, die sich in den Verhältnissen eingerichtet hatten. Sie störte die Besitzenden und die Gleichgültigen. Sie störte die Besitzer des religiösen Kults und das Geschäftstreiben. Johannes setzt

eine andere Wertordnung. Er verweist auf eine andere Achtsamkeit. Er öffnet Vergeßlichen die Augen, Unwissenden die Ohren. Er spricht eine andere Hoffnung an.

Viele meinen, die Büssergestalt sei nach den Bibelgeschichten mit den mittelalterlichen Legenden und Erzählungen zu Ende gegangen. Wer ein kulturelles Gedächtnis bewahrt hat, hält eine andere Erinnerung wach. Noch der Aufklärer *Goethe* läßt im zweiten Teil seiner „Faust“-Tragödie einen „Chor der Büsserinnen“ auftreten. Eine von ihnen, „sonst Gretchen genannt“, spricht aus dem chorischen Kreis zu Maria: „Neige, neige./ Du Ohnegleiche./ Du Strahlenreiche./ Dein Antlitz gnädig meinem Glück./ Der früh Geliebte./ Nicht mehr Getrübte./ Er kommt zurück“. Gemeint in diesem Gebet ist ihr einstiger Geliebter Faust. Für ihn hat die junge Frau gebüßt. – In Goethes Sicht konnten anscheinend nur Frauen Büsserinnen sein. Die Männer waren Täter, unruhig Getriebene. Gegengestalt zum Büsser ist der Weltenstürmer Faust. Als getriebener Täter bedurfte er der liebenden Frau, als schuldig Gewordener der Büsserinnen zu seiner Erlösung. Jüngeren „Faust“-Lesern mißfällt Goethes transzendierender Blick auf Buße und Gnade. Goethe situiert sein Aufklärungsbewußtsein in einem mythisch-mythischen Horizont. Durch Gretchens Fürsprache, die am Ende als Büsserin erscheint, wird der Täter Faust gerettet.

Nicht literarisch, sondern real existieren in der Kirche bis heute Bußorden. Unspektakulär, verborgen haben sich Männer und Frauen dem Läuterungsweg unterworfen. Sie leisten stellvertretend Buße für die Sünden der Menschheit, für das Unrecht, das Menschen begehen, für ihre ichhafte Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten, die Ausbeutung der Welt, die Mißachtung Gottes. Als in Auschwitz ein Buß- und Sühnekloster entstehen sollte, erregte die Gründung den Unmut vieler Journalisten und Zeitungsleser. Die Errichtung eines Kreuzes wurde wegen der Vernichtung der Juden im Lager eine politische Nachricht. Für sich genommen ist Buße keine Zeitungsnachricht, nichts Verhandelbares, nichts Verkäufliches. Man zählt sie zum Bereich der Innerlichkeit, des Privaten. Daß in früheren Zeiten Fürsten und Könige Buße taten, berichten die Annalen der Geschichte.

Man könnte meinen, das zwanzigste Jahrhundert habe die Gestalt des Büssers endgültig vergessen. Aber ausgesprochen die *Literatur* hat sich im 20. Jahrhundert der Gestalt des Büssers erinnert. Vier Nobelpreisträger zeigen seine Gestalt: kulturgeschichtlich erinnernd Hermann *Hesse*, heiter ironisch Thomas *Mann*, existentiell betroffen Albert *Camus*, durch jüdische Frömmigkeit und die Erinnerung der Schoa geprägt, Isaac Bashevis *Singer*.

## Hermann Hesse: Der Lebenslauf des Büßers im „Glasperlenspiel“

Zwölf Jahre, von 1930–1942, arbeitete Hermann Hesse an seinem Roman „*Das Glasperlenspiel*“. Der Roman entwirft gegen die inhumane geistige Abbruchwelt seiner Zeit ein Reich des Geistes, der Meditation, der musikalischen Seele. Der Chronist der „kastalischen“ Ordensgemeinschaft unternimmt den Versuch, die Inhalte und Werte unserer abendländisch-morgeländischen Kultur in einem idealischen Orden als freies Spiel des Geistes darzustellen. In der Idee des Ordens steckt der Wille zu Einheit und Versöhnung antagonistischer Kräfte.<sup>1</sup>

Hesse hatte Huizingas „*Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*“ gelesen, als das Buch in deutscher Übersetzung (1938) erschien. Spiel – nicht Militärdienst, nicht Pflicht und Krampf wird als älteste Lebensform gezeigt. *Homo ludens* – nicht *homo sapiens*, nicht *homo faber*, das freie Spiel als Triebkraft der Kultur. Zu den geistigen Vorfahren der Kastalier zählen Leibniz, Hegel, Novalis, die universalistischen Denker und der ein poetisches Universalreich erträumende Dichter. Zentrale Gestalt der kastalischen Gemeinschaft ist Josef Knecht. Nach langjähriger Ausbildung wird er zum Magister Ludi gewählt, ihr Spielmeister, nicht Direktor noch Abt. Josef war in nazistischer Zeit ein provozierend jüdischer Vorname; der Familienname Knecht ist Gegenname zu Goethes deutschem „Wilhelm Meister“ und anderen Vorrangsnamen. Die Lebensbeschreibung Josef Knechts stellt Kastalien in einem imaginierten Jahr 2200 vor, die aus der kulturellen Vergangeneheit destillierte Lebensform in einem zeitfernen Utopia. Der musikalisch hoch begabte Lateinschüler Josef Knecht wird in die Eliteschule Eschholz aufgenommen, nach Ende seiner glänzenden Schulzeit in die Schule Der Glasperlenspieler in Waldzell. Man ahnt den Erwählten. Die folgenden Jahre des Studiosus gehören einem freien Studium. Einzige Verpflichtung: der Studierende muß jährlich einen von ihm erkundeten Lebenslauf schreiben und der Ordensleitung vorlegen. Durch diese Lebensläufe soll er sich andere Verwirklichungen und Möglichkeiten einer Lebensform vor Augen führen, in andere Zeiten und Geistesrichtungen Einblick gewinnen. Der Schreiber wird die erkundete Lebensform mit der eigenen vergleichen.

Die drei Lebensläufe, die Josef Knecht schreibt, heißen *Der Regenmacher*, *Der Beichtvater* und *Indischer Lebenslauf*. Ein vierter, nachgelassener, stellt einen schwäbischen Theologen des 18. Jahrhunderts dar. „Der Regenmacher“ führt in eine archaische Frühzeit. Der Wettermacher ist eine Art Zauberer, ein animistischer Schamane, mit den Naturkräften im Bund. In seiner

<sup>1</sup> H. Hesse, *Das Glasperlenspiel*. Roman. Zürich 1943, seither oftmals aufgelegt. Der kastalische Quell war die heilige Quelle in Delphi. Kastalisch meint hier poetisch, geistig, seherisch, dem Unreinen entzogen.

(imaginierten) Stammesgemeinschaft erfährt Knecht nicht eine fortgeschrittene Goethesche Aufklärungsfrömmigkeit, sondern das Eingelassensein in die Natur, verbunden mit der Schärfung der Sinne. Der zweite Lebenslauf, „*Der Beichtvater*“, führt in die Zeit des heiligen Hilarion, des Begründers des syrischen Mönchswesens im 4. Jahrhundert. In der Stadt Gaza lebte ein Mann namens Josephus Famulus. Das ist die lateinische Übersetzung von Josef Knecht. Der Mann hatte bis zu seinem dreißigsten Jahr ein Weltleben geführt und heidnische Bücher gelesen. Durch eine Frau, der er nachstellte (keine Verführerin) wurde er mit der christlichen Lehre bekannt und ließ sich taufen. Als er vom frommen Leben der Einsiedler in der Wüste hörte, übergab er seine Habe den Armen, nahm von den Freunden Abschied und wanderte in die Wüste, „aus der schnöden Welt in das arme Leben der *Büßer* hinüber“. Die Versuchungen des Teufels „schlug er nieder mit Gebet, mit Buße, mit Preisgabe seiner selbst“. Als Einsiedler starb er der Welt und dem eigenen Ich ab „hinüber zu ihm, dem Erlöser“. „In manchen dieser *Büßer* bildete die Glut dieses Lebens besondere Gaben aus, Gaben des Gebets, des Heilens durch Handauflegung, der Propheten, des Teufelbannens, Gaben des Richtens und Strafens, des Tröstens und Segnens“. In Josephus bildete sich „die Gabe des Zuhörens“. Die Menschen kamen zu ihm und erzählten ihr Leben, ihre Ängste und Sorgen. Sie bekannten ihm auch ihre Verfehlungen. Josephus wurde begehrter Beichtvater. Trostsuchende und Schuldbewußte kamen, „ein Amt war ihm erteilt worden“. Der Bekehrte, Verwandelte, Bewußte, Barmherzige diente den Menschen und Gott als Werkzeug.

Nach Jahren des Dienens überfiel ihn eine schwere Depression. Der Teufel stachelte ihn an, seinem Leben ein Ende zu machen. Die Gnade Gottes schickte ihn zu Dion Pugil, einem auf dem *Büßerweg* erfahreneren Eremiten. Josephus beichtet dem Älteren sein Leben. Der erkennt in ihm seinen geistigen Sohn, geprüft im Leid wie er, sich schuldig wissend wie er, leidend an der, wie es scheint, mißlungenen Schöpfung, hoffend auf den Erlöser. Dion sagt ihm in einer Art geistigem Testament vor seinem Tod: „Wir *Büßer* und *Sünder* und *Weltflüchtlinge*, wir sind keine (gedankenlosen) *Kinder* und sind nicht unschuldig...Wir sind die eigentlichen *Sünder*, wir *Wissenden* und *Denkenden*, die wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben. Wir entlaufen nach einer Beichte und Buße nicht wieder in die *Kinderwelt*, wo man Feste feiert und Geschäfte macht und gelegentlich einander totschießt, ... wir weilen in der Sünde und im Brand unseres Gewissens, und wir wissen, daß wir unsere große Schuld niemals werden bezahlen können, es sei denn, daß Gott uns nach unserem Hinscheiden gnädig ansieht und in seine Gnade aufnimmt.“<sup>2</sup>

<sup>2</sup> H. Hesse, *Gesammelte Werke*. Frankfurt 1970. Bd 9, 534ff, 564f.

Die Lebensläufe im „Glasperlenspiel“ sind nicht eigentlich integrierbar in die kastalische Lebenswelt des Romans. Sie überschreiten dessen ästhetische, geistig-musikalische Lebensform archaisch („Der Regenmacher“), christlich („Der Beichtvater“ als Büßer) und indisch (hinduistisch-buddhistisch). Die in eine andere Zeit und Welt ausgreifenden Lebensgeschichten sollen das Bewußtsein des zukünftigen Magister Ludi weiten, tolerant und mitleidend machen, vor jedem Hochmut des Geistes bewahren.

### Hartmanns und Thomas Manns mittelalterliche Büßergestalt

Wie Hermann Hesses Erzählung von dem Büßer Josephus Famulus hat auch Thomas Manns Roman „*Der Erwählte*“ Legendencharakter.<sup>3</sup> Der zwanzigjährige Thomas Mann hatte im Wintersemester 1894/95 in München Vorlesungen über Hartmann von der Aue gehört. Der höfische Dichter Hartmann hat in einer antihöfischen Wendung eine Verserzählung von dem „guten Sünder *Gregorius*“ geschrieben. Sie ist eine Gegengestalt zu den höfischen Rittern, deren Prestige-Anspruch, Gehabe, Idealen. Gregorius kommt als Kind einer adeligen Geschwisterliebe auf die Welt. Sein Vater zieht zur Buße ins Heilige Land. Dort stirbt er aus Sehnsucht nach seiner Schwester, die seine Geliebte war. Die bringt im Verborgenen das empfangene Kind zur Welt. Als Mutter darf sie sich nicht zu erkennen geben. In ihrer Not bettet sie das Kind, kostbar gekleidet, in eine Holztonne. Sie gibt ihm eine Tafel mit, die seine zugleich edle wie sündige Herkunft nennt. In einer Barke schickt sie das Menschenbündel aufs Meer. Möge Gott das geliebte Wesen retten. Die Rettung besorgt ein Fischer. Er bringt den Knaben aufs nahe Inselkloster. Der Abt tauft ihn auf seinen eigenen Namen „Gregorius“. Bald übertrifft der Knabe an Klugheit und Wissen alle Gleichaltrigen. Als der Heranwachsende erfährt, daß er ein Findelkind ist, flieht er aus dem Kloster. Er muß Ritter werden, seine Eltern suchen. Eine belagerte Stadt befreit er von ihren Feinden. Gregorius gewinnt die Herrin der Stadt zur Frau. Zu spät erkennen Mutter und Sohn die Blutschande ihrer Ehe. In tiefem Jammer trennen sie sich. Gregorius will seine Schuld büßen. Er läßt sich auf einen meerspülten Felsen fahren. Ausgesetzt auf dem Felsen verbringt er siebzehn Jahre, Winter und Sommer. Er lebt nur vom Wasser, das sich in einer Steinmulde sammelt. Da wird dem außerordentlichen Büßer, der gerade noch überlebt, die außerordentliche Gnade Gottes zuteil. In Rom ist der Papst gestorben. Man sucht den Nachfolger. Göttliche Eingebung macht zwei Geist-

<sup>3</sup> Th. Mann, *Der Erwählte*. Roman. Frankfurt 1951, seither oftmals aufgelegt, auch als Fischer-Taschenbuch (nr 9426).

lichen Schicksal und Bußleben des Gregorius kund. Sie sollen den Demütigen holen und zum Papst berufen lassen. Drei Tage vor dem Einzug des Gefundenen beginnen in Rom alle Glocken von selbst zu läuten. Sie läuten, in Gang gesetzt von der Ausstrahlung seiner Heiligkeit. Sie läuten das Wunder der Gnade. Als Büsserin wallfahrt zur gleichen Zeit Gregors Mutter nach Rom. Mutter und Sohn erkennen sich. Gerettet leben sie fortan in der Gnade und dienen dem Reich Gottes.

Gegen ritterliche Idealisierung und ritterliches Wohlleben schrieb Hartmann von der Aue diese andere Lebensform aus Schicksal, Erniedrigung, Starkmut, Buße und Gnade. Nicht Selbstherrlichkeit und soziales Prestige treiben Gregorius, sondern die Erschütterung, die seine Person von den Wurzeln her in Frage stellt.

Hartmanns mittelalterliche Legendenerzählung beeindruckte den spätbürgerlichen Thomas Mann. Sie bildet die Grundlage seines Romans *„Der Erwählte“*. Mann hat die Geschichte nach 1945, nach seinem düsteren Deutschland-Roman *„Doktor Faustus“* geschrieben. Im *„Doktor Faustus“* die genialisch düstere, neue deutsche Faustgestalt mit dem Ecce homo-Antlitz, versinkend in der Paralyse, hier „das Motiv der Gnade“, das, wie der Dichter in Briefen mitteilte, über das Schicksal siegen soll. Mann gestaltet in seinem Gregorius-Roman einen ganzen Komplex abendländischer Mythen. Da ist zunächst der Mythos innigster, eine menschliche Grenze überschreitender edler Geschwisterliebe. Da ist der Mythos von tiefstem Abstieg und höchster Erhöhung. Da ist vor allem das Erleiden von Buße und das neu geschenkte Leben aus Gnade, der Vorgang von Sünde und Erwählung, der das Bewußtsein des Betroffenen übersteigt.

Der spätbürgerliche Dichter erzählt seine Geschichte heiter ironisch. Der Erwählte steht von Anfang an im Blickfeld. Aber Gregorius muß sich zuerst mit seiner Geschichte, seiner Person, seinem Schicksal auseinandersetzen, das heißt Büsser werden, um sich seiner Geschichte und Schuld bewußt zu werden. Die Bewußtwerdung ist ein schmerzlicher Weg. Die Schuldgeschichte führt ihn in die Nähe des Todes. Thomas Manns Gregorius wird ein Häuflein Elend, ein jämmerliches, untermenschliches Wesen (Kafkas ausgestoßenem Käfermenschen Gregor Samsa vergleichbar), ehe er die höchste Person der Christenheit werden darf. Die extreme Verkleinerung der Ichperson ist die extreme Zeigegestalt der Buße, ihre sakralisierte Größe als Papst die Zeigegestalt der göttlichen Gnade.

Thomas Mann erzählt aus der Distanz des aufgeklärten, humanen modernen Menschen. Altersweise, lächelnd, melancholisch, spielerisch, aber durchaus innerlich beteiligt, zeigt er zwei extreme Daseinsformen des Menschen, die des Büssers und die des Erwählten. Der Autor wundert sich, daß Menschen früher solches gedacht haben. Er denkt es noch einmal, bis daß



sein Denken heute Erzählung wird. Der Abgestiegene wird der Aufgestiegene, der Ausgesetzte der Eingesetzte. Der Büßer ist kein Weichling, Höfling, Eingepaßter, vielmehr eine heroische Außenseitergestalt. Mit Wehmut verfolgt der Dichter den büßenden Erwählten aus einer Zeit aufgeklärter Vorbehalte gegenüber dem Heiligen. *Das* Heilige und *der* Heilige, – sie gehören zusammen. In zeitgenössischem Kontext können sie offenbar nicht mehr gezeigt werden, aber im Gewand der Legende.

#### Albert Camus' existenzialistischer Buß-Richter Johannes Clamans

Nicht in Form eines Legendenromans, sondern existenziell hat wenige Jahre nach Thomas Mann *Albert Camus* die Gestalt des Büßers vorgestellt. Sein Roman „*Der Fall*“ ist 1956 in Paris, 1957 in Deutschland unter großem Aufsehen erschienen.<sup>4</sup> „Fall“ ist hier nicht ein Rechtsfall, sondern ein Sturz, ein moralischer Absturz, ein Sündenfall, gänzlich moralisches Versagen, das einen Bruch der Existenz bewirkt. In der Amsterdamer Hafenkneipe „Mexico City“ erzählt ein Pariser Rechtsanwalt einem französischen Touristen ungebeten seine Geschichte. Der psychische Druck lastet auf ihm, er braucht einen Zuhörer. Der Advokat Jean Baptiste Clamence war in seinem Beruf angesehen, als Bürger geachtet. Er hatte eine hohe Meinung von sich und seiner Rechtschaffenheit. Besonders zugetan war er Rechtsfällen, die außer juristischem Können menschliche Großmut, Mitgefühl, Selbstlosigkeit verlangten. Er zelebrierte seine Klugheit, seinen Edelmut, das soziale Prestige. Clamence berichtet:

„Ich befand mich auf der richtigen Seite, das genügte für meinen Seelenfrieden. Das Bewußtsein des guten Rechts, die Genußtuung recht zu haben, das Hochgefühl der Selbstachtung sind Triebfedern, mächtig genug, uns Haltung zu geben oder weiterzubringen ... Ich hatte sogar das Glück, zwei- oder dreimal diskret und würdevoll die Ehrenlegion ablehnen zu können, und eben darin fand ich meine wahre Belohnung. Und schließlich habe ich die Armen immer unentgeltlich verteidigt.“ Clamence zählt seine guten Taten auf, sein Wohlverhalten, sein Ansehen, die moralische Integrität und Souveränität. Er stellt sich in hellstes Licht. Das ist der Anfang, seine bürgerliche Erfolgsgeschichte. Aber dahinter ist ein anderer Jean, dessen wahre Geschichte zum Vorschein kommt. Der Prestigemensch bekennt, daß er in einem entscheidenden Augenblick versagt hat. Die Fallhöhe ist entsetzlich. Die Fallgeschichte in der Hafenkneipe wird zur Beichte.

---

<sup>4</sup> A. Camus, *Der Fall* (franz. *La Chute*). Übertragen von Guido Meister. Hamburg 1957.



Eines unvorhergesehenen Tages wurde die Selbstsicherheit des Anwalts erschüttert. Auf dem nächtlichen Gang durch Paris hörte Clamence hinter sich ein sarkastisches Lachen. Es schien aus dem Nichts zu kommen, es verfolgt ihn, es steigt aus seinem tieferen Ich auf. Das ihm unmotiviert vorkommende Lachen stellt seine Person in Frage. Es stürzt den Anwalt in die Krise. Der Ehrbare muß erkennen, daß sein Verhalten nur dem eigenen Ich dient, seine Demut in Wahrheit der Ehrsucht. Die zur Schau gestellten Tugenden sind Lebenslügen. Clamence rechtfertigt sich. Er betont sein Einvernehmen mit dem Leben und den Menschen. „Wahrhaftig, ich besaß eine unvergleichliche Natürlichkeit. Mein Einklang mit dem Leben war vollkommen; ich bekannte mich zu allen seinen Erscheinungsformen, von der höchsten bis zur niedrigsten, und lehnte nichts ab, weder seine Ironie noch seine Größe noch seine Knechtschaft. Insbesondere schenkte mir das Fleisch ... ausgewogene Freuden, die mich nie versklavten. Ich war dazu geschaffen, einen Leib zu haben. Daher meine innere Ausgeglichenheit, diese zwanglose Überlegenheit...Man suchte deshalb Umgang mit mir.“

Dann aber geschah in seinem Bewußtsein das Unerwartete, der Bruch. Es brach eines Abends unwiderruflich in ihn ein. Clamence ging über die Pont Royal-Brücke. Eine junge Frau sprang über das Geländer ins Wasser. Er hatte als einziger den Sprung gesehen. Aber er unternahm keinen Rettungsversuch. Er sprang nicht ins Wasser, er rief kein Boot, er rief niemand zu Hilfe. Er machte sich davon. Seither verfolgt ihn das Geschehen, ihr Sprung in den Tod, seine Nicht-Hilfe. „Ich hörte das Aufklatschen eines Körpers auf dem Wasser. Ich blieb jäh stehen, wandte mich jedoch nicht um. Fast gleichzeitig vernahm ich einen mehrfach wiederholten Schrei, der flußabwärts trieb und dann plötzlich verstummte. Ich wollte laufen und rührte mich nicht. Ich habe vergessen, was ich in jenem Augenblick dachte. ‚Zu spät, zu weit weg‘ oder etwas Derartiges. Regungslos lauschte ich immer noch. Dann entfernte ich mich zögernden Schritts im Regen. Ich benachrichtigte niemand.“

Mit einer Freundin unternahm Clamence eine Genesungsreise. Er wollte vergessen. Plötzlich nahm er vom Deck einen schwarzen Punkt in den Wellen wahr. Er begann zu schreien, rief um Hilfe. Was da trieb, war ein Haufen Abfall. Jetzt wurde ihm bewußt, daß der Schrei der jungen Frau in der Seine ihn über das Meer hinweg verfolgte. Der Schrei wurde sein „Jüngstes Gericht“. Das Jüngste Gericht des Existenzialisten Camus kennt keinen persönlichen Gott. Wahrheit, unauslöschliche Wahrheit ist der Gott des Gerichts. Unentschiedenheit muß beendet, Gleichgültigkeit aufgedeckt werden. Er ist einer erynnienhaften Rache verfallen.

Clamence wartet darauf, daß er mit seiner „atemberaubenden Beichte“ seinen Zuhörer beeindruckt, ihm ins Gewissen redet, ihn aufschreckt. Der „Büßer“, der seinen Anwaltberuf aufgegeben hat, schwingt sich als Beichti-

ger zum Richter auf. Eine Zeit, die Gott nicht mehr kennt, braucht den existenziellen Menschen als absoluten Richter. Clamence will der Mensch mit dem unbedingten Bewußtsein sein. Er will als Bußrichter die Menschen ihrer Gleichgültigkeit überführen, ihnen ihre Lebenslüge bewußt machen.

In dieser Büßergestalt des Anwalts steckt bittere Ironie. Hartmanns von der Aue und Thomas Manns Gregorius haben gelitten und geschwiegen. Jean Baptiste Clamence redet und redet. Sein Name heißt zu deutsch „Rufer“ (er nennt sich lateinisch Johannes Clamans). Clamence ging nicht in die Wüste oder auf eine Insel, sondern in die Kneipe. Der schuldig Gewordene hat einen Erkenntnisturz erlitten. Das Erkennen richtet sich gegen ihn selbst. Er wird nicht Eremit, sondern bleibt Anwalt, ein Anwalt in anderer Sache. Der in der Pariser Gesellschaft hoch geachtete Herr war als Mensch nicht der, als der er gelten wollte. Er muß seine Ichbezogenheit und seine Gleichgültigkeit gegenüber Anderen erkennen. Der Pariser Prestigemensch muß absteigen in eine Amsterdamer Hafenkneipe. Überwinden kann er seinen ichhaften Anspruch freilich auch hier nicht. Er hat ihn verschoben in eine Art Stellvertretung. Er will auch im eigenen Fall der dominante Redner bleiben. Der moralische Anspruch wird vom Autor ironisch hinterfragt. Camus kannte die überlieferte Gestalt des Büßers. Zu ihr gehörte Gott, ein Gott des Gerichts und ein Gott der Gnade. In einer Welt ohne Gott erhebt Clamence sich zum Buß-Richter. In seiner hartnäckig, monologisch erzählten Geschichte soll sich der wohl situierte Bürger erkennen. Der Buß-Richter Clamence ist keine nachgereichte Heiligen-, sondern eine moderne Stellvertreter-Figur.

### Die jüdische Büßergestalt Isaac Bashevis Singers

Aus einer ganz anderen Welt als Camus kommt der Nobelpreisträger *Isaac Bashevis Singer*. Als Sohn eines Rabbiners ist er in der chassidischen Welt des alten Galizien aufgewachsen. 1935 wanderte der Einunddreißigjährige in die USA aus. Die alte jüdisch gläubige und die moderne, auf Geschäft und Wohlleben ausgerichtete Welt stießen in Singer zusammen. 1958/59, sieben Jahre nach Thomas Manns Roman „Der Erwählte“, zwei Jahre nach Camus' Roman „Der Fall“, veröffentlichte Isaac B. Singer in der jüdischen New Yorker Zeitung *Forverts* seinen Roman „*Schatten über dem Hudson*“ als Fortsetzungsroman in Jiddisch. Erst viel später erschien er auf Englisch, im vorvergangenen Jahr auf Deutsch.<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> I. B. Singer, *Schatten über dem Hudson*. Roman. (Engl. 1998). München 2000.

Eine Gruppe jüdischer Emigranten aus Polen, Warschau und Berlin trifft sich im Salon des Geschäftsmanns Boris Makaver an der New Yorker Upper West Side. Als Überlebende des Holocaust halten die Emigranten miteinander Kontakt. Einige sind erfolgreiche Geschäftsleute, einige ältere in ihrem Lebenswillen gebrochen, einige aus der mittleren Generation lebenshungrig Gescheiterte. Die gesellschaftliche Heimatlosigkeit hat auch ihre religiöse Existenz erschüttert. Wie können sie in der offenen, lebensgierigen Weltstadt als gläubige Juden leben? Einige von ihnen sind vom gleichen Geschäftsgeist, vom gleichen Lebenshunger, von der gleichen ungläubigen Aufklärung ergriffen. Sie sind nur noch dem Namen nach Juden.

Zur mittleren Generation gehört der frühere Talmudlehrer Hertz Dovid Grein. Er ist in leidenschaftlicher Liebe zu seiner früheren Schülerin Anna entbrannt. Aber Grein ist schon verheiratet, Anna auch. Grein flieht mit Anna nach Florida, obwohl er formell in einer Ehe lebt und zwei Kinder hat. Das erhoffte Glück scheitert an der widrigen Wirklichkeit. Aus New York ruft seine frühere Geliebte Esther Grein zurück. Sie hat ihn oftmals bezirzt. In einem alten Farmhaus in New Hampshire versuchen Grein und Esther, ihr paradiesisches Glück zu zweit zu finden. Auch dieser Versuch mißlingt. Der Erzähler ironisiert den pathetischen Glücksanspruch der beiden. Grein kann die Schuld an seiner an Krebs erkrankten Frau Leah nicht mehr verdrängen, auch nicht die Schuld an den zwei Kindern, die, noch unerwachsen, abdriften in eine sinnleere Welt. Zu tief hat er sie alle verletzt, als daß Versöhnung noch möglich wäre. Grein hat sich sozialer Verantwortung entzogen. Er suchte nur sein eigenes Leben. Eines Tages verläßt Grein New York. Er trennt sich von allem und allen und fliegt nach Israel. Der Flüchtige nimmt Wohnung in Mea Shearim. Das ist jener Stadtteil in Jerusalem, in dem die jüdischen Orthodoxen streng, gegen Außenstehende unduldsam, nach dem mosaischen Gesetz leben.

Aus Mea Shearim schreibt Grein seinem früheren Freund Moritz Gombiner nach New York. Er teilt ihm seine Sinnesänderung mit. Er bekennt, daß er das Leben jetzt anders bewertet. Er sei zurückgekehrt zu den Vätern.

Grein hat seinen Glauben wiedergefunden. Er ist sogar nahe daran, „zu glauben, daß es (trotz Holocaust) eine göttliche Vorsehung gibt. Die Thora ist die einzige brauchbare Lehre, die wir haben, um die Bestie im Menschen in Schach zu halten. Die Christen haben eine Handvoll Mönche und Nonnen. Wir haben ein ganzes Volk gebildet, das Gott diente. Wir waren einst ein heiliges Volk. Gott sei Dank gibt es von diesem Volk noch ein paar Überreste.“<sup>6</sup> Isaac Bashevis Singer setzt diese Nachgeschichte des einstigen Weltmenschen Grein in den „Epilog“ des Romans. Er läßt das Berichtete kommentarlos stehen. Soll der Leser sich seine Meinung bilden über das Sündenbabel New York und über Jerusalems gesetzestreues Mea Shearim.

Die Gestalt, die Singer in den fünfziger Jahren entworfen hat, entwickelte er in den achtziger Jahren weiter. Daraus erkennt man ihre Bedeutung. Grein war mehr ein Bekehrter als Büßer im Roman. Aus den Erfahrungen der Weltstadt New York hat Singer die ihm wichtig, ja notwendig erscheinende Gestalt des Büßers nochmals geformt. Er scheute sich nicht, den Namen in den Titel zu setzen. 1983 erschien auf Englisch der Roman „*The Penitent*“, 1987 die deutsche Übersetzung „*Der Büßer*“. Hauptgestalt ist der erfolgreiche Geschäftsmann Joseph Shapiro. Der ist den Gräueltaten der Nazis in Polen entkommen, hat dann aber in New York gewissenlos im Luxus gelebt. Er verläßt Frau und Geliebte, die ihn beide betrügen. In Jerusalem beginnt Shapiro ein neues Leben. Eines Abends lädt ihn der Leiter einer Jeschiwa (Lehranstalt für das Studium des Talmud) zum Essen ein. Er fragte mich, „warum ich nach Israel gekommen sei, und ich sagte ihm die Wahrheit: daß mich das Leben, das ich geführt hatte, anekelte, daß ich ein Jude werden wollte – ein echter Jude, kein nationalistischer oder sozialistischer oder sonst was für einer“. Auch er wird von Satan versucht ob seiner „Jüdischkeit“. „Der fromme Jude, der Talmud-Jude, hat niemals einem König oder Fürsten gedient“, sondern dem Gott der Zehn Gebote und der Tora.

Im Gespräch äußerte der fast achtzigjährige Isaac Singer mit Blick auf den Roman „*Der Büßer*“: „Ich habe mit meinem Bruder Joshua oft über die Würdelosigkeit und Erniedrigung des modernen Menschen gesprochen, über dessen gefährdetes Familienleben, seine Gier nach Luxus und technischen Kinkerlitzchen, seine Geringschätzung der Alten, sein Katzbuckeln vor den Jungen, seinen blinden Glauben an die Psychiatrie, seine zunehmende Tolerierung des Verbrechens. Vielleicht können Seelenqual und Desillusionierung Joseph Shapiros, des ‚Büßers‘, ihr Teil dazu beitragen, Gläubige wie auch Skeptiker zu einer Selbstprüfung zu bewegen. Die Heilmittel, die er empfiehlt, werden nicht jedermanns Wunden heilen können, aber die Art der Krankheit wird, so hoffe ich, erkannt werden.“<sup>6</sup> Singers Erzählung, die an der Klagemauer zu Jerusalem beginnt, ist ein leidenschaftliches Plädoyer für moralische Reinheit in ungebrochenem Glauben. Der Protest des Erzählers richtet sich gegen das verlogene, mondäne Leben. Auch wo die Erzählung sich der Legende nähert, erregt sie den Leser. Der weiß, daß er eher zu den an die Welt Angepaßten als zu den Gesetzestreuen gehört.

Eine neue spirituelle Gestalt des Büßers denkbar?

---

<sup>6</sup> Ebd. 631

<sup>7</sup> I. B. Singer, *Der Büßer*. München 1987. Zitate 111, 143, Vorwort, 7f.

Die Literatur zeigt auch im zwanzigsten Jahrhundert die Gestalt des Büßers. Hermann Hesse visiert ihn aus seinem kastalischen Reich an. Aus ironischer, dennoch christlich teilnehmender Sicht erzählt ihn Thomas Mann, existenzialistisch, pathetisch, unerbittlich Albert Camus, aus jüdischer Tradition, die durch amerikanische Welterfahrung gegangen ist, Isaac Bashevis Singer. Der Büßer ist jedesmal einer, der das Leben erfahren hat und im Leben schuldig geworden ist. Er schlägt sich bedingungslos auf die Seite der Wahrheit, der Bescheidung, des Harrens auf Gnade. Nicht nur der Zwang zu Genuß, auch der Zwang zu Leistung erschwert in unserer Gesellschaft den Zugang zur Gestalt und zur Realität des Büßers. Könnten zu den literarisch nachgereichten Gestalten auch plausibel vorgereichte Gestalten kommen? Nicht der härene, in die Wüste getriebene, exzentrische Büßer, sondern der in der modernen Stadt, in einem modernen Beruf anwesende Büßer, die spirituelle Gestalt, die nicht gestrig, sondern intensiv gegenwärtig lebt? Mir scheint, daß schwere Krankheiten oft eine Form von Buße anbieten. Krankheiten nicht als rasch zu beseitigende Betriebsstörungen und auch nicht einfach als Strafe oder Rache eines Gottes, sondern als Angebot zur Besinnung, zur Demütigung, Entmachtung, Bescheidung, zum Überdenken der Werte, zu einer anderen Gegenwart, die dem Beten Zeit, dem Leben den Einfall von Gnade einräumt. Für den fanatisch entschlossenen Leistungs- und Konsummenschen ist eine solche Öffnung allerdings schwierig.

Nach 1945 haben einzelne Mutige in Deutschland von Buße gesprochen. Die meisten geschlagenen, verstörten, schuldig gewordenen Männer und Frauen wollten aber (vielleicht mußten sie, um weiterleben zu können) zuerst vergessen. Später, in der Wohlstandsgesellschaft, ging das Bewußtsein für Buße verloren, als wären moralische Besinnung und moralische Läuterung nicht mehr nötig, als wäre Buße eine alte Kommode, ein überholtes oder gar unanständiges Wort. Aber Wahrhaftigkeit, die in die Tiefe der Person reicht, stellt sich nicht von selbst ein. Geschichtliche und persönliche, kollektive und individuelle Buße verlangen schmerzliches Erkennen. Die Spaßgesellschaft will Schmerz um jeden Preis vermeiden

Das religiöse Urwort „Buße“ ist, wenn wir von polizeilichen Ausdrücken wie „Bußgeld“, „Bußgeldkatalog“, „Bußgeldverfahren“ absehen, verloren gegangen, tabuisiert wie auf der anderen Seite die Rede vom „Heiligen“. Ein Mensch muß sich der eigenen Lebensgeschichte stellen, auch seine Schuld erkennen. Im Eingeständnis erfährt er Freiheit und Gnade: die Gnade der Wahrheit, der inneren Befreiung, des Gerechtwerdens, die Gnade des Blicks auf den Nächsten, die Gnade der Nähe Gottes. Wir reden heute viel von Widerstand. Der Büßer ist ein Widerständler eigener Art. Eine Gesellschaft, die ihn ausscheidet, verliert etwas von ihrer Seele.